Verrathene Freundschaft.

Humoreske von Anna Behnisch.

Sie hatten sich's zugeschworen, daß sie niemals heirathen wollten. Sie hatten das weibliche Geschlecht ihr Leben lang verachtet und schon als Gymnasiasten nur ein mitleidiges Lächeln für ihre Kameraden gehabt, wenn dieselben den blondköpfigen Backfischen mit den blauen Haarschleifen, für die sich ihr Herz in der Tanzstunde entzündet, Fensterpromenaden machten oder Pralines und Veilchenbouquets widmeten. Und später als Studenten — — — na, unempfindlich gegen die Reize des schönen Geschlechts waren sie ja gerade nicht gewesen, aber sie behandelten die Frau wie ein niedliches Spielzeug, — ein weibliches Wesen ernsthaft nehmen? — lächerlicher Gedanke! Und selbst, wenn sie sich 'mal herzhaft verliebten—und verlieben mußten sie sich bisweilen, war doch der Eine ein Maler- und der Andere ein Dichtersmann, und die haben schon von Berufswegen die Temperatur ihres Herzens zeitweise zu erhöhen — — so blieben sie doch immer Herren der Situation.

Sie waren sich Beide einig darüber, daß sie zu geniale Naturen waren, um von einem Weibe begriffen zu werden, und als treue Freunde reichten sie sich die Hand und sprachen: „Die Kunst resp. die Poesie sei unsere Braut, und wer derselben je zu Gunsten einer Staubgeborenen abtrünnig wird, büße diesen Frevel mit dem Bruche unserer Freundschaft."

Und die Freundschaft hatte gehalten — Jahrzehnte lang.

Da geschah es, daß sich der Poet — Harald Lehmann hieß er—eines schönen Sommertages auf Reisen begab, um Eindrücke zu sammeln, und keine Anstalten machte, wiederzukehren. Der Freund — Guido Pinselmeyer — wurde unruhig, zumal er nicht einmal über den Aufenthaltsort des Entflohenen unterrichtet war und seit Wochen keine Briefe mehr von ihm erhielt.

Endlich, als sich das Laub schon bunt zu färben anfing und die Septembersonne die reifenden Früchte vergoldete, traf eine Nachricht, aus einem vornehmen Seebade datirt, ein, die Folgendes enthielt:

„Theurer Guido, koste es selbst unsere Freundschaft, — endlich muß es ausgesprochen werden: ich habe ein Weib gefunden, das meiner würdig ist. Was sage ich? — ein Weib? Eine Göttin ist sie, eine Heilige, schön wie der junge Tag, lieblich wie eine Frühlingsblüthe, an Geist so groß und an Gemüth so unerschöpflich tief.

Viola hat vor einem Jahre ihren Gatten verloren, er war Künstler, und auch sie selbst scheint künstlerische Beschäftigungen aus Liebhaberei zu pflegen. Sie spricht nicht gern über ihre Verhältnisse, sie muß Schweres durchgemacht haben. Du mußt wissen, daß ich schon über acht Wochen auf dieser Insel weile. Der Eindruck, den sie in erster Stunde auf mich machte, war so gewaltig, daß ich sie schon am nächsten Morgen über den Zustand meines Herzens aufklärte. Sie deutete mit einem bitter vorwurfsvollen Blicke auf ihre schwarze Kleidung, um ihre Lippen zuckte es und schweigend verließ sie das Leselabinet, in welchem sich jene Szene abspielte. Das konnt' ich nicht ertragen, — ich schrieb ihr auf der Stelle, bat sie um Verzeihung und beschwor sie, mir wenigstens ihre Gesellschaft nicht zu entziehen: vielleicht würde es einem sich bei näherer Bekanntschaft unfehlbar ergebenden Verständnisse doch gelingen, mich meine kühnen Wünsche erreichen zu lassen.

Und Viola reiste nicht ab.... Als wir uns wieder begegneten, reichte sie mir holderröthend die schlanke Hand und lächelte —, als sie die großen Kinderaugen zu mir aufschlug, war mir, als habe ich in den offenen Himmel geschaut. Dann bat sie mich mit zitternder Stimme um Schonung; die Erinnerung an ihren Gemahl, den sie zwar nicht geliebt, aber hoch geachtet habe, sei noch zu frisch, um sie schon jetzt an ein neues Glück denken zu lassen, — wenn ich aber Geduld haben wolle — — O, Guido, wie es in mir jubelte und jauchzte!

Noch immer zwar hat sie mir keine bindende Zusage gegeben, doch nach meinem stürmischen Flehen hat sie gestern versprochen, mir nach drei Tagen eine endgültige Entscheidung zukommen zu lassen. Deshalb schreibe ich Dir, Guido; Du sollst Dich mit mir freuen. Schüttle nicht den Kopf und frage, wie ich armseliger Hungerleider, in dessen Reisekasse der Aufenthalt in dem unsinnig theuren Orte und die Rosen, die ich meiner Göttin täglich spende, schon eine bedenkliche Ebbe verursacht haben, eine Frau erhalten soll. Viola ist reich, sie macht kolossale Ausgaben, wohnt im ersten Hotel und kleidet sich in theure, wenn auch einfach aussehende Stoffe. Nur Schmuck scheint zu hassen; das einzige Prunkstück, das ich je an ihr gesehen, ist ein Armband mit einer großen grauen Perle.

Wünsche mir Glück und denke an mich.

Dein Harald Lehmann."

„Kennen lernen werde ich die Sirene, Schockschwerenoth — und auf der Stelle!" wetterte Pinselmeyer, ballte den Brief zusammen und schleuderte ihn unter den Tisch. Dann sprang er auf, machte vor Zorn einen feuerrothen Strich über den blitzblauen Himmel und rief das Atelierfaktotum, daß es die Pinsel wasche und seinen Koffer packe.

„Noch heute muß der alte Junge zur Vernunft gebracht werden, das ist Freundschaftspflicht."

Schleunigst stürmte er auf den Bahnhof und erreichte noch eben den Zug, mit dem er zu reisen beabsichtigte — und angekommen am Bestimmungsort, lief er spornstreichs in seines Freundes Logis. Der war natürlich nicht zu Hause, und Guido blieb nichts weiter übrig, als planlos am Strande entlang zu schlendern und dabei die Moralpredigt auswendig zu lernen, mit der er dem Wortbrüchigen am Abend gegenüber treten wollte.

Da vernahm er hinter sich ein lieblich gurrendes Frauenlachen, bei dem ihm ganz seltsam zu Muthe wurde. Er schaute sich um und erblickte Harald im weißen Flanellanzug an der Seite einer Frau, — nein, er gab es zu: keiner Frau, sondern einer Göttin. Alles, was er dem Freunde und seiner Verführerin hatte entgegenschleudern wollen, war vergessen. Roth wie ein Schulbube stand er da und hatte Herzklopfen. Der Dichter schnitt bei dem unerwarteten Wiedersehen ein Gesicht, als ahne er, daß Guido Böses im Schilde führe; doch die Dame streckte diesem mit der Sicherheit der eleganten Weltdame und mit bestrickender Liebenswürdigkeit die Hand entgegen: „Wie freue ich mich, Sie kennen zu lernen! Sie werden uns doch für heute das Vergnügen Ihrer Gesellschaft schenken?"

Guido wußte nicht, ob er ja oder nein sagte: er sah nur die Grübchen in Viola's rosigen Wangen, die langen sammetnen Wimpern, die ihre dunkelblauen Augen beschatteten, das Gekräusel goldbraunen Haares, das um ihre weiße Stirn spielte, und fühlte, daß sein Künstlerherz, das nur durch's Auge lebte, in Flammen stand. Ob die schöne Frau es fühlte? Sie konnte so nachsichtig und erbarmend lächeln. —

Dann saßen sie zusammen im Cafe, er durfte ihr den Zucker reichen und dabei ganz, ganz leise, ganz zufällig ihre blaugeäderte Hand streifen, deren Gelenk der goldene Reif mit der grauen Perle umschloß. In diesem Augenblick fühlte er, daß er seinen Freund haßte, tödtlich haßte. In seinen Blicken mußte das geschrieben stehen, denn in Harald's Wesen kam etwas Scheues und Unruhiges. Diesem merkte man an, daß er eine Auseinandersetzung mit dem Maler fürchtete. Verschieben wenigstens wollte er die Unterredung, bis er dem Freunde mit vollendeten Thatsachen entgegentreten konnte, — der nächste Morgen mußte ja Viola's Jawort bringen. So schützte Harald denn eine Verabredung mit einem durchreisenden Kollegen vor, die ihn bis in die Nacht hinein bände, um sich unmittelbar nach dem Kaffee zu verabschieden.

Viola entließ den Schriftsteller mit einem Händedruck, der Guido innerlich rasen machte. Dann wandte sie sich zu ihm, nahm seinen Arm und bat ihn, sie nach Hause zu geleiten, da sie für den Abend noch den Besuch eines nahen Verwandten erwarte. Er zog die Uhr: „Gnädigste, die Sonne steht noch hoch, das Meer ist schön, — lassen Sie uns ein Stündchen wenigstens noch am Strande verweilen."

Und wieder lächelte sie — ihr Lächeln machte sie fassungslos —, und sie willigte ein.

Und sie schritten neben einander durch die Dünen und lagerten sich auf einer Böschung. Er erzählte ihr von seiner Jugend, von seiner Kunst, der er so lange ausschließlich gelebt, zumal sein großes Vermögen ihm gestatte, ganz nach seinen Neigungen zu schaffen. Und sie lächelte nochmals und sah ihn an... Und plötzlich kniete er zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hände mit glühenden Küssen. „Viola, seit ich Sie erblickte, liebe ich Sie. Sie müssen mein werden, mein für Zeit und Ewigkeit."

Und sie seufzte schwer und erhob sich. Wie stürmisch Sie sind, — oh — gehen wir heim!"

„Nein, rief er, „nicht eher als bis Sie mir gesagt haben —"

„Haben Sie Geduld bis morgen, ich schreibe Ihnen, in der Stille der Nacht will ich mit mir in's Reine kommen."

Plötzlich fuhr sie zusammen. „O Gott, mein Armband!"

„Verloren?" fragte er bestürzt.

Sie nickte. „In den letzten zehn Minuten. Vor einer Viertelstunde hatte ich's noch. Es muß in den losen Sand gefallen und verweht sein."

Sie suchten Beide. Sie in sichtlich wachsender Aufregung, nichts war zu entdecken. Er wollte den Verlust dem Stadtwächter melden, sie wehrte ihm: „Wenn wir's nicht finden — der findet's auch nicht; es kann nur an dieser Stelle verloren sein. Ueberdies, — erhielt ich's auch morgen wieder, die Unannehmlichkeit wäre dieselbe für mich. Ich sagte Ihnen schon, daß ich noch heute meinen Schwiegervater erwarte, gerade vor ihm wäre es unsäglich fatal, das letzte Geschenk meines Gatten nicht mehr zu besitzen. An das Verlieren würde er kaum glauben."

„Wenn Sie vorgäben, es nicht mit auf die Reise genommen zu haben?"

„Er weiß, daß ich gewöhnt bin, es täglich zu tragen.... Mein Gott, was soll ich machen.... Allerdings sah ich hier in einer Auslage ein fast gleiches, doch würde der Preis desselben meine augenblicklich flüssigen Mittel bedeutend übersteigen.

„Aber Gnädige haben selbstverständlich über mich zu verfügen."

„Ich danke Ihnen, — sehr gütig, doch kann ich das unmöglich annehmen."

„Aber Gnädigste werden mir doch gestatten, Ihnen aus einer momentanen Verlegenheit zu helfen...."

„Auf keinen Fall. Ich hasse jede Schuld. Lieber trage ich die Folgen meiner Unachtsamkeit, als daß ich von meinen Grundsätzen abweiche."

Er versuchte sie zu überreden, doch sie unterbrach ihn ernst und bestimmt: „Bitte, sprechen wir nicht mehr davon."

So kam es, daß sie ein wenig verstimmt auseinandergingen, doch ein sanfter, zärtlicher Blick, der ihn beim Abschied aus verschleierten Augen traf, versöhnte den Maler im Nu.

Als ob es hinter ihm brenne, durchstürmte Guido nun die Straßen des Ortes und fahndete auf das Armband, von dem das herrliche Weib gesprochen. Nach stundenlangem Suchen hatte er's gefunden. Vor der Höhe des Preises, der ihm genannt wurde, erschrak er doch, obgleich er auf die größten Ziffern gefaßt war. Allein was half's? Das Armband mußte er besitzen, — er zahlte.

Dann warf er ein paar Zeilen auf eine Visitenkarte.

Noch vor Sonnenuntergang gelangte die Sendung in Viola's Hotel.

Er verbrachte eine schlaflose Nacht. Sein Zimmer lag unmittelbar neben dem seines Freundes; er hörte denselben um ein Uhr nach Hause kommen, doch er gab kein Lebenszeichen, — jetzt scheute er die Gegenwart des Dichters. Gott im Himmel, wenn's doch erst Morgen werden wollte, — der Morgen, der Viola's Entscheidung bringen sollte.

Und es wurde Morgen; Guido wagte sich nicht aus seinem Zimmer zu rühren, Harald ging es ebenso. Im Hotel wurde es lebendig. Guido genoß den Kaffee auf seinem Zimmer, Harald desgleichen. In Beiden wühlte fiebernde Erwartung.

Da, als längst die Kurmusik zum zweiten Male verklungen war, vernahm der Maler aus Harald's Zimmer einen unterdrückten Schrei. Ein menschliches Mitleid beschlich ihn. Er donnerte an die Wand: „Du, was ist Dir?"

Ein dumpfes Stöhnen war die Antwort.

„Mensch, bist Du krank?" Er stürzte aus der Thür und erzwang sich Einlaß in Harald's Gemach. Der wies kreidebleich und mit schlotternden Gliedern auf ein zu Boden gefallenes Schreiben. „Da — eben — vom Kellner...."

Blitzartig durchzuckte den Künstler eine teuflische Freude. „Also, ich bin's, den sie erwählt!"

Er nahm den Brief und durchflog ihn.

„Theurer Freund, ich nehme Abschied von Ihnen. Meine durch den Besuch meines Schwiegervaters und Impresarios plötzlich veränderten Reisedispositionen zwingen mich, schon bei Morgengrauen das Schiff nach New York zu besteigen, um rechtzeitig mein Engagement an einem dortigen Cirkus anzutreten. Ihrem Freunde danke ich herzlich für seine Courtoisie; hätte er sich doch meinetwegen nicht so in Unkosten gestürzt, — die Perle in dem verlorenen Armband war ja nur eine unechte.

Ihre ergebenste Viola."

Harald war, während Guido las, an's Fenster getreten und versteckte sein Dichterhaupt hinter der Gardine, — das benutzte Guido, sich nach beendeter Lektüre lautlos aus dem Zimmer zu schleichen.

Kühne Langfinger.

Bilder aus der englischen Verbrecherwelt.

Die Fortschritte, welche die Kultur macht, erstrecken sich auch auf das Verbrecherthum — der Diebstahl, das heißt der Diebstahl im Großen, wird heutzutage gewissermaßen studirt und wissenschaftlich betrieben.

Als Beweis dafür möge der in der englischen Kriminalistik „berühmte" Fall der Langfinger-Firma Pierce & Agar dienen.

An einem schönen Morgen sitzen zwei einander völlig fremde Herren in einem Coupee erster Klasse auf der Fahrt von Liverpool nach London. Einer von ihnen ist Agar, ein Wagehals, der an einem Spielhause, das er in Amerika gehalten, zum kleinen Rentner geworden. Der Andere heißt Pierce und ist Börsenspekulant. Sie fangen mit einander ein Gespräch an, ein gewöhnliches Coupeegespräch natürlich, über die Schnelligkeit der Züge, über die Maßregeln, die für die Sicherheit der Passagiere und des Gepäckes getroffen werden. Der eine Gentleman lobt die Wachsamkeit der Eisenbahn-Gesellschaften, welche jedweden Diebstahl unmöglich machen. Da zuckt der zweite Gentleman die Achseln: Ob die Gesellschaften wirklich so wachsam seien. Und der zweite Gentleman meint, daß bei guter Einleitung des „Geschäftes"....

Diese Andeutung genügt, Pierce und Agar, zwei wahlverwandte Diebesseelen, haben einander gefunden. Die zwei Passagiere rücken zusammen und besprechen sich mit leiser Stimme. Denn es ist ein Coup auszuführen: Die South Eastern Railway transportirt häufig Goldbarren für die Bank von England, und dieser Barren wollen sich Pierce und Agar bemächtigen.

Schon für den Abend nach der Ankunft in London geben sie sich ein Rendezvous, um das Problem zu studiren. Es ist wirklich ein strategisches Problem, denn was alles müssen die Diebe machen! Vor allem den Tag erfahren, an welchem die Bahn so viel Gold führt, daß das „Unternehmen" sich bezahlt, dann die genauen Stunden von Abfahrt und Ankunft, das Aussehen und die Gestalt der Koffer, die Form und das Gewicht der Barren kennen. In den Wagen dringen, in welchem der Transport erfolgt, und dabei die Wächter des Schatzes täuschen oder entfernen. Die Kofferschlüssel besitzen, da ein Erbrechen derselben zu viel Zeit erheischt und zu viel Lärm macht. Die gestohlenen Barren durch anderes schweres Material ersetzen, damit die erste Kontrolle bei Ankunft des Schatzes — die Koffer werden wieder abgewogen — getäuscht werde. Und wieder die letzte Aufgabe: den Waggon unbemerkt verlassen, mit etwa $70,000 das heißt mit einer Last von etwa 170 Pfund.

Das Alles bildet ein scheinbar nicht zu verwirklichendes Kunststück, und doch ist es den „Gentlemen" Pierce und Agar geglückt. Zunächst studirten sie auf häufigen Fahrten die Eisenbahnstrecke London-Folkestone, um alle Details des Dienstes kennen zu lernen. Dann kauften sie Kupfer- und Silberbarren, welche sie öfters verschickten, dadurch erhielten sie Kenntniß über alle Modalitäten solcher Versendungen. Pierce ließ sich in Folkestone nieder, knüpfte Beziehungen mit den Eisenbahnbeamten an und erfuhr sehr bald, in welcher Schreibtischlade die Schlüssel zu Waggons für die Barren aufgehoben wurden, und es gelang ihm in einer Nacht, die Schlüssel zu copiren. Agar machte während dieser Zeit Reisen auf dem Continent, studirte den Verkehr der Eisenbahnen und Dampfschiffe, die Usancen der Banken. Das „Geschäft" kostete den Beiden ein Jahr an Studien, ein „Einlagecapital" von ca. $8000, aber es gelang. Und sie wären nie entdeckt worden, wenn nicht Agar in einem Anfall von Eifersucht seinen Complicen Pierce denuncirt hätte, um diesen von einer Geliebten zu trennen.

Ein anderer berühmter Verbrecher, Benson, erschien während des deutsch-französischen Krieges mit scheinbar allerechtesten Papieren beim Lordmayor von London, berief sich auf eine Empfehlung Gambetta's und legitimirte sich als Abgesandter des Gemeinderaths von Chateaudun. Der Lordmayor lud Benson zum Diner, hörte unter Thränen dessen Erzählung von der Einnahme der Stadt Chateaudun durch die Deutschen und gab schließlich dem Abgesandten der Stadt 50,000 Francs aus dem zur Unterstützung der Kriegsopfer bestimmten Fonds. Benson dankte überschwänglich und reiste nach Brüssel, um sich — zu amüsiren.

Nach einigen Wochen beklagte sich der Lordmayor telegraphisch beim Gemeinderathe von Chateaudun, daß man ihm keinerlei Danksagung geschickt; so erfuhr er, daß er betrogen worden.

Benson wurde verhaftet, ausgeliefert und zu 15 Jahren Zuchtarbeit verurtheilt. Im Gefängniß fand er Geschmack am Verbrechen, und trotz Mauern, Gittern und Wächtern organisirte er eine Bande, die jahrelang der Schrecken von London war. Aus dem Gefängniß schickte er seine Instruktionen an die freien Genossen, die nichts zu thun hatten, als sich genau an diese Vorschriften zu halten. Der Erfolg trat pünktlich ein, und nie hätte man die Diebe entdeckt, wenn Benson sie nicht selbst verrathen hätte, um seine Freiheit zu erkaufen. Benson befindet sich jetzt wegen anderer Diebstähle wieder in engem Gewahrsam. Es wäre trotzdem gar nicht unmöglich, daß der Silberbarrendiebstahl, wie der große Juwelendiebstahl bei Frau Lilly Langtry, zwei Operationen von besonders geschickter Vorbereitung und Ausführung, zu denen sicherlich mehrmonatliche Studien erforderlich waren, auf diesen größten aller jetzt lebenden „dunklen Gentlemen" zurückzuführen sind.

Wie weit kann man mit bloßen Augen sehen?

Das hängt von der Höhe des Beobachters und, soweit irdische Gegenstände in Frage kommen, auch von deren Höhe ab, eigentlich auch noch von dem geographischen Punkte der Beobachtung, weil die Erde nicht überall gleichrund ist. Bei mittlerer Erdkrümmung sieht ein Mann von gewöhnlicher Größe vom Seestrande aus einen Gegenstand auf dem Meere nur 5¼ Kilometer weit; überragte das Objekt die Meeresfläche um 15 Meter, so würde es schon 15 Kilometer weit sichtbar werden. Von 16—17 Meter Höhe aus reicht der Blick ebensoviele Kilometer weit (immer über das Meer) hinaus. Vom höchsten Berge der Erde (Mount Everest, 8840 Meter) könnte man gut 320 Kilometer weit sehen. Die Höhe (des Standpunktes) in Metern mit 9 multiplizirt ergiebt annähernd die Entfernung in Kilometern, bis zu der man einen Gegenstand sehen kann. Nach dem wolkenlosen Himmel hinauf ist die Sehweite ja nahezu unbegrenzt, denn wir erkennen ja das Licht der Sterne, die Millionen und Billionen Meilen von uns entfernt sind.

Die Kreissäge,

jenes so nützliche und in den verschiedensten Gewerben unentbehrliche Werkzeug, welches nicht allein in Sägemühlen und Tischlereien, sondern, sondern auch in Knopffabriken, Messer-, Kurzwaaren-, Spielwaaren- und Bleistift-Fabriken, ebenso auch neuerdings in Metallbearbeitungswerkstätten eine große Rolle spielt und bei aufmerksamer Bedienung auch gar nicht so gefährlich ist, als wie es von vielen Seiten hingestellt wird, existirt seit dem Jahre 1770 und ist eine Erfindung eines amerikanischen Kammmachers Namens Hartshorn. Demselben ging die Herstellung der Kammzinken durch Einschneiden mittelst Handsäge zu langsam, weshalb er eine kupferne Münze nahm, deren Umfang flach feilte, mit Zahnhieb versah, ein Loch in deren Mitte bohrte und eine Achse einsetzte, worauf das neue Werkzeug zwischen die Spitzen einer Drehbank gespannt, und in Umdrehung versetzt wurde. Die primitive Einrichtung leistete gute Dienste, weshalb nun unser Kammmacher größere Sägen aus Stahlblech fertigte und damit nunmehr auch die Horn- und Elfenbeinplatten zurichtete und die Handsäge ganz aus seinem Betrieb ausschloß. Da der Erfinder, welcher übrigens auch noch den Löffelbohrer erfunden hat, Patente auf sein neues Werkzeug nicht nahm, so wurde dasselbe bald Gemeingut, nachdem man gelernt hatte, größere Kreissägenblätter in guter Qualität herzustellen.

Volksthümliche Erklärung des Telephons.

„Du, Hinnerk, segg mal, all Lüd' snackt von dat grote Telephon, wat is dat denn egentlich forn Dings?"

„Je, dat will ick di seggen, aber dit is 'n ganz kuriose Geschicht, und dat kannst du nich begriepen, wenn du die dor nich orrig rinner-denken deihst, kannst dat wohl?"

„Rinnerdenken, na, dat kann ick ja mal dohn."

„Na nu denk di, du häst 'nen Swien, kannst di dat denken?"

„Ja, dat kann 'k mi denken."

„Nu denk di, dat Swien hat 'n Swanz."

„Ja, dat hebben's ja all."

„Ja, dat Swien, wat du häst, dat steiht in Rostock up'n Markt, und de Swanz de is so lang, de geiht bet na Warnemünde."

„Bet na Warnemünde? Dat is dumm Tüg!"

„Schapskopp, denken schast di dat ja man blos, kannst dat nich?"

„Von Rostock bet nah Warnemünde, na ick will mal sehen."

„Nu paß aber up, nu knippst du dat Swien in Warnemünde in 'n Swanz, ganz düchtig knippst du rin, wat makt denn?"

„Denn schriegt et!"

„Ja, wenn du dat Swien in Warnemünde in 'n Swanz knippst, makt dat Mul, wat in Rostock is, quiek! Sühst du wol, dat is 'n Telephon."

In der Zerstreutheit.

In den Stallungen des Gastwirths Krause pflegen die Bauern der Umgegend bei ihren Stadtbesuchen die Pferde ausspannen und füttern zu lassen. Da viele der Landleute für das Stall- und Futtergeld eine Quittung verlangen, hat der Wirth sich gedruckte Scheine: „Stall- und Futtergeld dankend erhalten", angeschafft. Kürzlich verheirathete sich Krause. Einige Tage nach der Hochzeit übersendet der auswärts wohnende Schwiegervater die Mitgift per Post mit der Bitte um Empfangsbestätigung. Der junge Ehemann — viel beschäftigt und in Gedanken beständig bei seinem Weibchen — greift gewohnter Weise mechanisch nach einem der bewußten Scheine und staunend bekommt der Herr Schwiegervater am nächsten Tage zu lesen: „Stall- und Futtergeld dankend erhalten. Krause."

Immer derselbe.

Dame: „Herr Lieutenant, wie geht es denn Ihrem Herrn Papa?"

Lieutenant: „Wie kann es einem Vater gehen, der einen solchen Sohn hat?"

Feiner Wink.

Frau: „Höre, liebes Männchen, Du mußt Dich photographiren lassen!"

Mann: „Weshalb?"

Frau: „Damit ich Dich öfters sehe! Du bist immer so selten zu Hause."

Auch ein Geburtstagsgeschenk.

„Ach was für eine schöne Brieftasche Sie da haben."

„Ja, meine Frau hat sie mir zum Geburtstag geschenkt."

„Wirklich! War auch noch etwas darin?"

„Ja; die Rechnung für die Brieftasche."

Der nervöse Zuhörer.

Fräulein Krähhahn (am Gesellschaftsabend, singt): „Ich möcht' am liebsten sterben — da wär's auf einmal still!"

Herr (für sich): „Wenn sie's nur thät!"

Väterlicher Rath.

Großbauer: „Aber Sepp, hab' ich Dir net schon hundert mal g'sagt, Du sollst bei'm Einkaufen a' pfiffig's Gesicht machen?! Bei'm Verkauf kannst Du so dumm d'reinschauen, als D' magst!"

Brautwerbung.

Herr August (bewirbt sich um die Hand des Fräuleins Henriette): „Theurer Engel!" deklamirt er, ich bete Sie an, seien Sie mein Weib!"

„Ach, Herr August," flötet Henriette, „dieses Geständniß kommt mir so unerwartet.... Lassen Sie mir doch einige Tage Bedenkzeit."

„Bedenkzeit? Unmöglich!.... Ich habe auch andere Aussichten."

Theures Andenken.

Frau A.: „In dem Medaillon haben Sie wohl ein theures Andenken?"

Frau B.: „Ja, da ist eine Locke von meinem Manne drin."

Frau A.: „Na Ihr Mann lebt aber doch noch."

Frau B.: „Ja, aber seine Haare leben nicht mehr."

Ein Schwerenöther.

Geck: „Na, liebe Cousine, wir sehen uns heut zum ersten Mal! Wie finden Sie denn Ihren Vetter?"

Dame: „Genau so, wie ich erwartete!"

Geck: „O! Sie Schmeichlerin!"

Doppelsinnig.

Junge Ehefrau (in Stößen von Notenbüchern herumsuchend): „Es ist doch schrecklich mit Dir, lieber Mann. Alles verlegst Du! Mozart habe ich gefunden —"

Ehemann: „Und nun suchst Du Händel, nicht wahr?"

Verlockend.

Student: „Achtzig Mark soll der Anzug kosten?"

Schneider: „Keinen Pfennig weniger!"

Student: „Aber, Meister, bedenken Sie.... ich zahle Ihnen gleich bei der Ablieferung drei Mark an!"

In Ermangelung.

„Sag' 'mal, Liese, hat unser Junge nicht wegen irgend 'was Prügel verdient?"

„Prügel? Wieso?"

„Na, morgen ist doch sein Geburtstag, da müssen wir ihm doch etwas schenken."

„Nun ja."

„Na, vielleicht hat er wegen irgend etwas Prügel verdient, dann schenken wir ihm die."

Zerstreut.

Friseur: „Wie wünschen Sie das Haar?"

Professor: „Schneiden Sie's 'mal erst ganz kurz, nachher können wir ja immer noch etwas abnehmen!"

Herausgeplatzt.

„Wo haben Sie eigentlich Ihre Frau kennen gelernt?"

„Na, wenn ich sie kennen gelernt hätte, wäre sie überhaupt nie meine Frau geworden."

Unnöthige Besorgniß.

Aelterer Herr: „Sie halten sich ja mit einem Mal auffällig vom Verkehr mit Ihrer Wirthstochter fern!?"

Jüngerer Herr: „Ich fürchte mich vor der Liebe. Nur zu oft läuft mit der Liebe der Verstand davon."

Aelterer Herr: „O, das brauchen Sie nicht zu befürchten."

Durch die Blume.

Lieutenant: „Ah, Fräulein, meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrem Geburtstage! Mögen Sie glückliche Braut in diesem Jahre werden!"

Fräulein: „Nun, da werde ich ja sehen, ob Sie Wort halten."

Verrathen.

„Seit dem Tode meines Mannes suche ich vergeblich nach einem Trost!"

„Ich wüßte Ihnen einen...."

„Wie alt ist er?"

Fatale Situation.

Bedienter (zu einem Studiosus, der nach einem Privatball in der Garderobe seinen Hut nicht findet): „Hatte der gnädige Herr nicht den Namen im Hut?"

Studiosus: „Ganz richtig.... (für sich) Donnerwetter, von wem hab ich denn dieses Mal den Hut gepumpt?"

Medizinisches Quantum.

Arzt: „Was! Fünf leere Flaschen seit gestern?! Und ich sagte Ihnen, Sie dürften den Wein nur in medizinischen Mengen zu sich nehmen!"

„Herr Doktor, mein Neffe ist Mediziner, und Sie sollten 'mal sehen, was er für Mengen zu sich nimmt!"

Allzu dankbar.

Herr (zum Bettler): „Ich habe Ihnen ja erst gestern Vormittag ein Zwanzigpfennigstück gegeben, und jetzt sind Sie schon wieder da?"

Bettler: „O, zu guten Leuten komme ich aus Dankbarkeit fast jeden Tag wieder."

Geeigneter Vorschlag.

Mann: „Unser Karo wird recht alt und hinfällig. Ich möchte das treue Thier gern vor einem langen Siechthum bewahren und ihn erschießen, doch dauert's mich, den verhängnißvollen Schuß auf ihn abzugeben. Wüßte ich nur ein anderes Mittel."

Frau: „So nimm ihn doch morgen mit auf Eure Jagd. Ohne Zweifel wird ihn dabei die mitleidige Kugel eines unvorsichtigen Sonntagsjägers treffen."

Boshaft.

Tante: „Fällt den Herren gar nicht ein, Euch naseweisen Dingern nachzulaufen. Herr Dr. B. zum Beispiel hat sich gestern den ganzen Abend ausschließlich mit mir unterhalten."

„Ella: „Dr. B.? Was ist denn der?"

Erna: „Ich glaube Alterthumsforscher."